

0 Was Sie erwartet: unser Denk-Weg

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freunde, - alle, die an unserem Thema Brückenschlag in andere Milieus interessiert sind!

Ich möchte beginnen mit einem Zitat, das mir nachgeht, so lange wie ich es kenne. Es ist so kompliziert formuliert, daß es glatt von mir stammen könnte. Aber es ist trotzdem gut. Es fasst die Not, die Herausforderung zusammen, vor der wir stehen, die uns heute morgen hier zusammengeführt hat und der wir uns gemeinsam stellen wollen. Es lautet:

„Die vielfältigen sozialen und kulturellen *Begrenztheiten und Beschränktheiten des kirchlichen Lebens, insbesondere des parochialen Gemeindelebens*, scheinen also darin zu kulminieren, ganze Bevölkerungsgruppen, voran die Mehrheit der Jugendlichen, aus dem kirchlichen Kommunikations- und Handlungszusammenhang – sicher ungewollt, aber faktisch – auszuschließen bzw. ihnen das Leben schwer zu machen.“¹

Auf gut Deutsch: So, wie Kirche z.Zt. ihr Leben organisiert, so, wie ihre Gestalt z.Zt. aussieht, genauso schließt sie ganze Bevölkerungsgruppen aus. So schließt sie v.a. die Jugend aus. Der das sagt, ist kein Geringerer als Michael Ebertz, der im Bereich kirchlicher Milieuforschung führende Vordenker.

Ebertz greift auf die moderne Sozialforschung zurück, um diesen Sachverhalt zu erklären, zu verstehen, ja erst einmal richtig wahrzunehmen. Und was er sieht, das soll auch uns heute beschäftigen:

- Kirche ist nicht einfach für alle da. Sie ist dem Anspruch nach Volkskirche, Kirche für das ganze Volk, die ganze Bevölkerung. In Wirklichkeit ist sie gekennzeichnet durch soziale und kulturelle Begrenztheiten und Beschränktheiten.

¹ Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft, Freiburg/ Basel/ Wien 2. Aufl. 1998, 138.

- Sie ist eine sehr geprägte Kirche; eine Kirche, die ein ganz bestimmtes kulturelles Gesicht zeigt.
- Unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bedeutet dies, daß sie vielen Menschen den Zugang zum Evangelium *erschließt*, aber noch viel mehr Menschen den Zugang zum Evangelium *verschließt*, v.a. den Menschen, die in postmodernen Lebenswelten zu Hause sind, unter ihnen noch einmal besonders den jungen Menschen.
- Das ist natürlich nicht nur eine Feststellung, sondern diese Diagnose, wenn sie denn stimmt, muß uns in Bewegung bringen.
- Wir wollen heute nicht nur diese Analyse und Diagnose nachzeichnen, sondern fragen: Was ist denn zu tun? Mein spezieller Ehrgeiz dabei ist, nicht nur ein paar Vorschläge zu machen. Ich möchte insofern zu einem tragfähigen Lösungsansatz beitragen, als ich Ihnen auch die *Barrieren* schildern möchte, denen man auf einem solchen Lösungsweg begegnet, und auch die *Fallen* erörtern will, in die man tappen kann, wenn man milieuübergreifend missionarisch tätig sein möchte. Vielleicht gelingt es ja, nicht im Gelände stecken zu bleiben, sich nicht in Umwegen und Kreisbewegungen zu erschöpfen, sondern ans Ziel zu gelangen, wenn man einige der Hindernisse einfach umfahren kann und die meisten der Fallen, in die man tappen kann, vermeiden kann.

Der **Weg**, den ich mit Ihnen heute gehen will, hat vier Stationen:

I Von Sinus bis SI: Was Kirche, was wir, von der modernen Sozialwissenschaft über uns und die Gesellschaft, in der wir leben, lernen können.

II M+Ms und das Evangelium: Was Kirche, was wir, von dem zu uns gekommenen, von dem herunter gekommenen Gott lernen können.

III+IV Barrieren und Fallen auf dem Weg zu den anderen Menschen: welche Hindernisse stellen sich uns in den Weg, wenn wir missionarisch leben und sein wollen? In welche Fallen können wir tappen?

V Zusammenfassende Perspektiven: wie können wir den weiten Raum gewinnen, für uns, für unsere Kirche, unsere Gesellschaft, für das Evangelium?

I Von Sinus bis SI: was wir von der modernen Sozialwissenschaft für unsere missionarische Aufgabe profitieren können

Ich bin selber kein Sozialwissenschaftler und bin froh, daß wir heute mit Herrn Dr. Bunz einen Fachmann unter uns haben. Ich möchte aber von dem, was andere Wissenschaften über den Menschen und die Gesellschaft erkennen, lernen und für die eigene Arbeit profitieren.

Ich möchte meinen persönlichen Profit in vier Sätzen zusammenfassen und diese Sätze jeweils erläutern:

Satz 1: Unsere Gesellschaft hat sich in den letzten drei Jahrzehnten radikal gewandelt. Früher war sie ein Ganzes, das hierarchisch gegliedert war, das überschaubar war und in dessen klar unterscheidbaren Schichten bzw. Klassen jeder seinen eigenen Ort angeben konnte.

Heute besteht unsere Gesellschaft aus einer unüberschaubaren Vielzahl und Vielgestaltigkeit von Milieus und Submilieus, Kulturen und Subkulturen, Lebenswelten, in denen Menschen die unterschiedlichsten Lebensstile pflegen.

Die Gestalt der Gesellschaft konnte man noch bis in die 70er Jahre hinein mit einer Pyramide oder einem Tannenbaum vergleichen: Oben die Oberschicht, die Leitungselite, im Regelfall traditional orientiert, hoher Ausbildungsstandard, überdurchschnittliche materielle Möglichkeiten; in der Mitte die Mittelschicht, v.a. die bürgerliche, gut situierte mittlere Mittelschicht, gut ausgebildet, mit Aufstiegschancen in die Oberschicht und nach unten hin offen für Aufsteiger aus der breiten Unterschicht, die aus einfachen Angestellten und Arbeitern bestand.

Dieses Modell wird der gegenwärtigen Verfasstheit unserer Gesellschaft nicht mehr gerecht. Die entscheidende Veränderung wurde bereits in den 80er Jahren von dem Soziologen Gerhard Schulze in seinem Buch „Die Erlebnisgesellschaft“ formuliert.

Unsere Gesellschaft besteht nicht, wie man auf Grund der Hochschätzung des Individuums meinen sollte, aus 83 Millionen Individuen, die je für sich leben, sondern aus einer Fülle von absolut vielgestaltigen Lebenswelten, die kein Mensch, auch kein Wissenschaftler überschauen kann. In diesen Lebenswelten, die Sozialwissenschaft spricht auch von Milieus, finden sich Gruppen gleich Gesinnter zusammen und geben einander das Gefühl von

Geborgenheit, Zugehörigkeit und Orientierung bei denen, die sich ähnlich orientieren wie man selbst.

An die Stelle der Pyramide bzw. des Tannenbaums tritt eine Landkarte mit unterschiedlichen Bereichen und Feldern, die nicht mehr durch ein großes Ganzes zusammengehalten werden, sondern nur dadurch, daß sie eben Teile sind, die neben einander angeordnet sind. Anschaulich wird die Verfasstheit unserer Gesellschaft in der so genannten Kartoffelgraphik der Lebensweltsegmente, die das Heidelberger Marktforschungsinstitut Sinus Sociovision entwickelt hat.

Wie sehr ich selber in bloß einem Milieu lebe und wie begrenzt das ist, merke ich immer wieder schmerzlich, wenn ich Günter Jauchs „Wer wird Millionär?“ anschau. Wie oft wäre ich hier schon an der 200- oder 500€-Frage gescheitert, wenn es um irgendwelche Serien geht oder um Stars der Pop-Musik, der Fußballszene. Die ganze klassische Bildung, ob musikalisch, altsprachlich oder literarisch spielt nur noch eine untergeordnete Rolle, eine Rolle unter anderen. Damit ist keine Wertung verbunden. Hier bildet die Sendung nur ab, was längst Realität ist, daß für viele in ihrem Leben R.E.M wichtiger ist als J.S.Bach, ein Motherboard größere Bedeutung hat als ein Cembalo, Traumschiff-Stars wichtiger sind als Shakespeares Sommernachtstraum. Und wer wollte sich denn hier noch hinstellen und eine objektiv gültige Bewertungsgrundlage vorgeben wollen, die für alle gilt? Wäre die nicht auch bloß subjektiv? Ist nicht schon die Vorstellung, es gebe so etwas wie eine Leitkultur, die alle kennen müßten, eine sehr prämoderne, vorgestrige Anschauung? Es gibt in der Kartoffelgraphik zwar noch die alten objektiven Kriterien wie Ausbildung, Beruf, materielle Verhältnisse. Sie werden auf der Vertikale abgebildet. Aber diese Kriterien, „Parameter“, sind nicht mehr ausschlaggebend. Sie werden ergänzt durch die Horizontale, in der mentale, subjektive Faktoren gemessen werden. Wie orientiert sich ein Mensch in seinem Leben? Was ist für ihn wichtig? Was ist sein Lebensgefühl? Und zur Beantwortung dieser Fragen greift die Milieuforschung v.a. auf die Analyse des Freizeitverhaltens zurück, auch auf Medienkonsum, Musikgeschmack und Mediennutzung.

Satz 2: Unsere Gesellschaft ist segmentiert und fragmentiert. Auf gut Deutsch: Sie zerfällt in lauter Lebenswelten („Milieus“), die gegeneinander abgeschottet sind und zwischen denen kaum Übergänge bestehen.

„Unsere Gesellschaft“ - wenn man so von ihr spricht, unterstellt man etwas, was in Wirklichkeit ja gar nicht mehr gegeben ist: ein einheitliches Zusammenleben aller. Unsere Gesellschaft ist segmentiert, das heißt: Sie zerfällt in viele einzelne Segmente. Sie ist fragmentiert, heißt: Diese Segmente bestehen neben einander, ohne notwendigen Bezug zu einander. Auf der Kartoffelgraphik kann man sehen, wie einige der Milieus noch Berührungen oder auch Überschneidungen (grau markiert) aufweisen, wie sich aber viele der Milieus nicht begegnen. Genau diese Milieugrenzen haben ihren tiefen Sinn. In einer unüberschaubar gewordenen Gesellschaft, die wir immer weniger verstehen und in der sich sehr viele Menschen immer weniger zurechtfinden, bietet das Milieu mit seinem Profil Heimat; bietet es Geborgenheit; gibt mir das Milieu Sicherheit, weil ich in ihm auf Menschen treffe, die so ticken wie ich; die so denken wie ich, mindestens ähnlich; die sich so verhalten wie ich, mindestens ähnlich; die sich vielleicht sogar so kleiden wie ich; die so sprechen wie ich.

Diese Eigenschaften verliert ein Milieu, wenn es sich öffnet; wenn es sein Profil verliert; wenn andere Zugang finden. Wir werden genau darüber noch zu reden haben.

Wenn sich Traumschiff-Macher Wolfgang Rademann und Thomas Gottschalk in der letzten „Wetten dass ..?“-Sendung darin einig waren, daß es sich bei diesen Sendeformaten noch um die letzten TV-Sendungen handele, die die ganze Familie vereinten, irrten sie gleich mehrfach. Das alle umfassende Großmilieu ist auch hier schon lange nicht mehr gegeben. Das signalisiert schon die hohe, aber eben doch nur einen Bruchteil der Gesamtbeölkerung ausmachende Zahl von 11,29 Millionen Zuschauern bei der letzten „Wetten dass ..?“-Sendung. 11 Millionen waren dabei, 72 Millionen aber nicht! Das zeigen mir auch meine privaten Beobachtungen. Mein Sohn geht nach der Hälfte der Sendung und liest lieber, als daß er sich weiter den Schwachsinn von Gottschalk anhört, und meine Tochter sieht fast überhaupt nicht mehr fern. Sie verbringt ihre Abende im Internet und pflegt bei facebook ihre Farm, vergrößert die Herde ihrer Kühe und chattet, mit wem immer sie Lust hat.

Das Fernsehen *verbindet* nicht mehr, es *trennt* vielmehr, schon als Medium.

Der Medienforscher Peter Wippermann schreibt: „Das Überraschende ist nicht der Stand der Technik, sondern der Stand der Kultur. Mich überraschen die unterschiedlichen

Geschwindigkeiten in verschiedenen Kreisen der Gesellschaft. Da sind die Netzwerkkinder, die mit interaktiven Medien aufwachsen und wie selbstverständlich damit umgehen. Aber schon bei Menschen ab 35 Jahren entsteht eine gewisse Trägheit gegenüber neuen Techniken. Gerade Geräte wie das iPhone, die Komplexität spielerisch abbauen, gewinnen hier an Bedeutung. Sie überbrücken die Kluft zwischen den Skeptikern und den Technikfans.“ Auf die Frage „Droht der technische Fortschritt unsere Gesellschaft zu spalten?“ antwortet Wippermann: „Dies ist bereits der Fall. Mit zunehmendem Alter fällt die Umstellung auf neue Dinge einfach schwerer. Da wird gern mal der Untergang der Kultur durch die Digitalisierung von Büchern heraufbeschworen. Diese kulturellen Vorbehalte darf man nicht unterschätzen.“²

Satz 3: Fundamental für das Verstehen der so unterschiedlichen Lebenswelten sind die sog. „Basismentalitäten“. Wir leben in einer Welt, in der wir auf postmoderne, moderne und prämoderne Einstellungen nebeneinander treffen.

Heute wird oft bemerkt: Wo ist denn die Postmoderne geblieben? Oder: haben wir die Postmoderne nicht schon wieder überholt? Richtig an diesen Fragen ist: Wir leben heute nicht einfach in **der Postmoderne**. Ich möchte viel lieber von der Nachmoderne sprechen. Nachmoderne heißt: Wir treffen in unserer Gesellschaft auf verschiedene Einstellungen, Verhaltens- und Denkweisen, die nebeneinander stehen und bestehen. Es hat sich nicht einfach die Postmoderne durch gesetzt. Auch die postmodernen Lebenswelten und Milieus sind nur Teile des Riesenflickenteppichs, aus dem unsere Gesellschaft besteht. Es sind eben nicht alle Menschen so eingestellt, daß sie Multioptionalität, Leben in Widersprüchen, Buntheit und Flexibilität über alles schätzen und als ihren Lebensstil pflegen.

Neben der Postmoderne gibt es nach wie vor die **Moderne**, die eine starke, unsere Gesellschaft immer noch in vielen Bereichen bestimmende Macht darstellt. Wir denken an den Wissenschaftsbetrieb oder an ein um Effizienz, Export und Exzellenz bemühtes Wirtschaftsleben und die Menschen, die an ihm teilhaben.

Und schließlich gibt es die prämodernen, **vor**-modernen Lebenswelten und Denkweisen. Sie sterben eben nicht einfach aus, sondern regenerieren sich, etwa im Bereich der Menschen, die mit

² „Das Handy wird zum zweiten Zuhause“, in: db-mobil 09/09, 48.
HpHempelmann: Postmoderner Brückenschlag/ Nov 2009/ V.II

Migrationshintergrund zu uns kommen, seien es Rußlanddeutsche mit einer vormodernen Sozialisation oder Muslime, die aus der Osttürkei hier in Deutschland zu wurzeln suchen, oder Menschen, die aus postmodernen Orientierungen in prämoderne flüchten, um eine überschaubare, klare Orientierung für ihr Leben zu gewinnen. Auf der folgenden Übersicht möchte ich zunächst exemplarisch zeigen, wie die Grundorientierungen aussehen, die für prämodernes, modernes und postmodernes Denken repräsentativ sind. Unter **prämodern** verstehen wir dabei in einer ersten Annäherung ein traditionsorientiertes, oft auch polemisch und mißverständlich so genanntes „fundamentalistisches“ Denken und Handeln; unter **postmodern** verstehen wir eine Mentalität, die geprägt ist durch ein prinzipielle Buntheit, Flexibilität und Multioptionalität und die auch ein Leben in Widersprüchen aushält. Polemisch und kritisch bezeichnen viele v.a. modern und prämodern eingestellte Menschen diese Mentalität als relativistisch oder pluralistisch. **Moderne** Mentalität ist dagegen kritisch, reflexiv, oder aus polemischer Perspektive: Sie ist kalt, einseitig vernünftig und kritizistisch.

In einem zweiten Teil der Übersicht zeige ich Ihnen - wiederum nur exemplarisch, was diese Basismentalitäten für christlichen Glauben und christliche Gemeinde bedeuten.

Grundsätzlich ist im Hinblick auf eine solche schematische Darstellung zu beachten:

- (1) Das alles sind nur stark vereinfachende Versuche, eine hochkomplexe, unüberschaubare Wirklichkeit auf der Ebene der Theorien abzubilden. Wir werden damit der Vielgestaltigkeit der Wirklichkeit nie gerecht. So gibt es natürlich nicht nur drei Mentalitäten.
- (2) Schon die Spalten mit ihren Linien wirken irreführend. Diese Mentalitäten existieren nicht einfach nebeneinander. Sie wirken auf einander ein, und sie gehen auch ineinander über.

Ich nenne ein aktuelles Beispiel für diese Interdependenzen, also gegenseitigen Abhängigkeiten und Einflußnahmen. Viele Menschen halten die postmoderne Vielfalt und Unübersichtlichkeit nicht aus. Sie können dann sehr schnell aus einer postmodernen Mentalität in eine vormoderne Lebenseinstellung wechseln. Ich denke etwa an den letzten Hit von Silbermond: Irgendwas bleibt. Der Refrain lautet:

„Gib mir ein kleines bisschen Sicherheit

in einer Welt in der nichts sicher scheint.
Gib mir in dieser schweren Zeit irgendwas das bleibt.“

Silbermond ist sicherlich keine prämoderne Volksmusiktruppe. Aber sie gibt in diesem von Millionen Menschen gern gehörten Lied einem postmodernen Lebensgefühl einen prämodernen Ausdruck. Die übergroße Instabilität, Unübersichtlichkeit, Unsicherheit der Lebensverhältnisse, die wir auf der einen Seite wollen, kann umkippen in eine vormoderne Sehnsucht nach Sicherem, Festen. Wichtig für uns und als Ergebnis fest zu halten bleibt: Wir leben nicht in einer postmodernen, sondern in einer nachmodernen Gesellschaft. In ihr finden wir postmoderne, moderne und prämoderne Mentalitäten nebeneinander. Entsprechendes gilt auch für unsere Kirchen, Kirchengemeinden und Gemeinden. Es gilt selbst für Jugendgemeinden.

Was bedeutet das nun alles für unsere missionarische Aufgabe und unser Thema eines postmodernen oder besser nachmodernen Brückenschlags in die verschiedenen Welten hinein? Ich komme zu

Satz 4: Kirchliches Handeln erreicht nur einen Bruchteil der Menschen in unserer Gesellschaft.

Es gibt in den letzten Jahren zwei herausragende kirchensoziologische Untersuchungen. Die eine ist die im Auftrag der Katholischen Kirche durchgeführte Sinus-Studie aus dem Jahr 2005; federführend war hier das Heidelberger Marktforschungsinstitut SinusSociovision; die andere ist die im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland durchgeführte Befragung des Sozialwissenschaftlichen Institutes der EKD (SI), die sich von 2002 bis 2005 erstreckte. Bei allen Unterschieden im Ansatz und in der Methode weisen beide Untersuchungen im Ergebnis eine hohe und zentrale Übereinstimmung auf:

(1) Kirchliches Handeln erreicht heute nur einen Bruchteil der Menschen, die zur Kirche gehören, von den Konfessionslosen ganz zu schweigen. Die SinusStudie zeigt, daß von den 10 Milieus, in die Sinus Sociovision unsere Gesellschaft und die Kirchenmitglieder aufteilt, nur 2 1/2 Kontakt haben zu kirchlichem Leben. Das SI kommt zu einem vergleichbaren Ergebnis. Von den sechs Lebensstiltypen, die dort analysiert werden, sind es im Wesentlichen zwei, in denen Menschen von kirchlichen Angeboten erreicht werden.

- (2) Erschwerend kommt hinzu, daß der Grad an Modernität bzw. Postmodernität der Einstellungen parallel läuft zur Kirchenferne. Positiv formuliert: Es sind die traditionellen Milieus, in denen die Kirchen am stärksten sind. Dies sind freilich ausgerechnet die Milieus, die immer mehr an Einfluß verlieren und Mitglieder einbüßen, also immer kleiner werden. Negativ formuliert: die Menschen mit einer modernen oder postmodernen Einstellung, besonders die Eliten, aber auch die sozial schwachen Räume werden kirchlich kaum oder gar nicht erreicht.
- (3) Erschwerend kommt ein, noch gar nicht richtig zur Kenntnis genommener Vorgang dazu. Der heutige Protestantismus hat eine spezifisch moderne Gestalt. Er ist eine Diskursreligion. Repräsentativ und kennzeichnend sind die Diskussion, der Diskurs, die kritische Reflexion, das Medium des Wortes, die Frage nach Effizienz und Rationalität. Mit Emo hat man seine Schwierigkeiten. Nicht um sonst muß sie immer wieder eingefordert werden. Was aber ist mit den prä- wie postmodernen Menschen, die zu diesem programmatischen Ansatz keinen Zugang haben? Erwarten wir vielleicht eine doppelte Bekehrung als Einstellungsänderung: eine zu Christus und dann eine zum Glauben an Christus im spezifisch modernen Gewand? Das wäre bzw. das ist fatal.
- (4) In der Summe führt das zu der Frage: Sind unsere Kirchen eigentlich noch Volkskirchen? Entspricht die soziale Realität dem theologischen, ekklesiologischen Selbstverständnis? Und vor allem: Was müssen wir tun, wenn wir diesen Zustand überwinden wollen? Wenn wir wirklich und wahrhaftig missionarisch sein wollen; wenn wir die Unerreichten erreichen wollen?

Nach diesem kritischen Befund und mit diesen provozierenden Fragen möchte ich kurz innehalten. Ich möchte Ihnen anbieten, daß wir uns neu Art und Inhalt unseres Auftrages vergewissern, indem wir unsere Mission an der Mission des lebendigen Gottes ausrichten. Es gibt dafür keinen besseren, keinen tieferen und keinen provozierenderen Text als das Christuslied aus dem Philipperbrief des Paulus.
Damit sind wir bei Teil

II Missionierende Kirche sein: Nach-Gehen der Wege Gottes

Wie missioniert eigentlich Gott selber? Wie erreicht er die Menschen? Wie kommuniziert er mit ihnen?

Paulus schreibt: Orientiert euch an Jesus Christus: Obwohl er Gott in allem gleich war und Anteil an Gottes Herrschaft hatte, bestand er nicht auf seinen Vorrechten. Nein, er verzichtete darauf und wurde rechtlos wie ein Sklave. Er wurde wie jeder andere Mensch geboren und lebte als Mensch unter uns Menschen. Er erniedrigte sich selbst und war Gott gehorsam bis zum Tod, ja, bis zum schändlichen Tod am Kreuz. Darum hat Gott ihn auch herrlich zu sich erhoben und ihm den Namen gegeben, der über allen Namen steht. Vor Jesus werden sich einmal alle beugen: alle Mächte im Himmel, alle Menschen auf der Erde und alle im Totenreich. Und jeder ohne Ausnahme soll zur Ehre Gottes, des Vaters, bekennen: Jesus Christus ist der Herr! (Phil 2,5-11 Hfa)

Noch einmal die Fragen: Wie missioniert eigentlich Gott selber? Wie erreicht er die Menschen? Wie kommuniziert er mit ihnen?

Paulus will, daß wir uns in unserem Weg, in unseren missionarischen Konzepten, in unserem missionarischen Handeln genau an diesem Weg Jesu orientieren. Er orientiert uns an dem Weg, den Jesus gegangen ist. Dieser phantastische Text gibt uns Antworten auf unsere Fragen:

- (1) Gott kommuniziert, indem er „Milieugrenzen“ überschreitet. Jesus verläßt den Bereich seiner himmlischen Herrlichkeit und geht zu den Menschen in ihre Not, nimmt an ihrer tiefsten Not Teil. Er ist in allem versucht worden wie wir, sagt der Hebräerbrief. Ihm ist nichts, aber auch gar nichts Menschliches fremd. Gott kommuniziert und missioniert, indem er Grenzen zwischen himmlischer und irdischer Wirklichkeit, zwischen seinem und unserem „Milieu“ überschreitet. Und das kostet, und das tut weh.
- (2) Gott kommuniziert, indem er an die Stelle der Komm-Struktur die Geh-Struktur setzt. Er wartet und er *erwartet* nicht mehr, daß wir zu ihm kommen. Das klappt ja sowieso nicht. Er macht sich selber auf, kommt uns nicht nur entgegen, sondern geht zu uns. Weil er mit uns kommunizieren will, weil er bei uns sein will, weil ihm an uns liegt, sagt er nicht: Komm doch zu mir, sondern er geht selber zu uns. Eigentlich logisch. Er zeigt Interesse an uns, indem er bei uns, zwischen, unter uns ist. So kommuniziert Gott und so missioniert er. Weil er Interesse an uns hat, geht er zu uns, statt zu erwarten, daß wir zu ihm kommen.

- (3) Gott kommuniziert, indem er seine Identität preisgibt; Jesus kommuniziert, indem er sein Gott-Sein preisgibt. Das Griechische formuliert sehr anschaulich: Jesus, der Sohn hielt es nicht wie ein mühsam errungenes Beutestück fest, Gott gleich zu sein. Das ist ja so, natürlich so: Wenn wir etwas erreicht haben; wenn wir etwas schönes besitzen, dann wollen wir das auch behalten. Alles andere wäre ja Unsinn. Ganz gleich ob es um Geld oder Status geht. Besser als dem Sohn Gottes kann es einem nicht gehen. Inmitten der Macht, der Herrlichkeit Gottes zu sein, leben zu dürfen, in jeder Weise ohne Sorge und Bedürfnisse, ohne Not und Angst. Jesus gibt das unverständlicherweise preis. Im Griechischen steht: Er entleert sich. Seine göttliche Identität, sein Gott-Sein gibt er preis. Warum? Weil das nötig ist, wenn er mit uns kommunizieren will; weil er **bei uns** sein will; weil er zu uns herunter will, unsere Lebensbedingungen teilen will.- So kommuniziert und missioniert der Sohn Gottes: Weil er bei uns sein und an unserem Leben teilnehmen will, gibt er seine Privilegien bei Gott, sogar sein Leben preis und wird wie einer von uns.
- (4) Gott kommuniziert und missioniert, weil und indem er uns liebt. Der ganze Prozeß ist ja nicht zu verstehen. Größer können die Gegensätze zwischen den Welten, die Milieugegensätze gar nicht sein. Warum macht Gott das? Warum läßt sich der Sohn auf diesen Weg ein? Es gibt nur eine Antwort: Weil ihm an uns liegt, weil er Interesse an uns hat; weil es ihm wichtig ist, wie es uns geht; weil er sein Leben uns mit-teilen, mit uns teilen will; weil er uns liebt. Gott kommuniziert und missioniert, weil er liebt. Anders kann das auch Gott nicht. Und wir? Wir werden darauf zurück kommen.

Genau an dieser Missionsstrategie sollen und dürfen wir uns orientieren. Genau dieser Kommunikationsweise Gottes dürfen wir jetzt folgen. Überaus spannend ist es, daß genau in dieser Mission Gottes die Grenzüberschreitung, der Weg in die Milieus, das milieuübergreifende Handeln eine entscheidende Rolle spielt. Es zeigt sich einmal wieder, wie aktuell, elementar und fundamental die Bibel ist, wenn sie von Gott erzählt.

Für unser missionarisches Handeln und kirchliches Kommunizieren sind damit ja eindeutig die Wege vorgezeichnet:

- (1) Missionarische Kirche ist Grenzen überschreitende Kirche; ist Kirche, die ihr eigenes Milieu verläßt und sich auf andere Milieus einläßt.
- (2) Missionarische Kirche ist hingehende Kirche; ist Kirche, die programmatisch wechselt von der Komm-Struktur zur Geh-Struktur, von der Komm-her-zu-mir Struktur zur Ich-geh-hin-Struktur. Sie ist Kirche, die nicht mehr darauf wartet, daß die Menschen zu ihr kommen, in ihre schönen Räume und zu ihren kulturell hochstehenden Angeboten. Sie ist Kirche, die mit den Menschen da kommuniziert, wo diese sind; wo sie leben.
- (3) Missionarische Kirche ist Kirche, die nicht nur theoretisch Interesse an den Menschen hat, sondern *inter-esse* praktiziert und deshalb zwischen ihnen, bei ihnen ist. Sie ist vielmehr als einladende Kirche, die sich als Angebot präsentiert. Sie ist engagierte Kirche, die sich konkret einmischt, dabei ist, dazwischen ist, wenn es um die Menschen geht. Die nicht ein - missionarisch-christliches - Angebot macht, sondern als Kirche und Christen Gott zu den Menschen bringt.
- (4) Missionarische Kirche ist sich preisgebende, ausliefernde Kirche. Jetzt wirds hart. Sie ist Kirche, die ihre Identität, ihre Gestalt, ihre Gewohnheiten und Traditionen aufgibt, hinter sich läßt, die sich auch kulturell, spirituell und geistig arm macht, um - wenn's d`rauf ankommt - bei den Menschen zu sein. Sie ist Kirche, die auch ohne Orgelspiel auskommt; sie ist Kirche, die auch mit solchen zurecht kommt, die nicht so gut lesen können, vom Zuhören ganz zu schweigen. Sie ist Kirche nicht nur für die bürgerliche Mitte und das Bildungsbürgertum, sondern für die, die sich hier nicht beheimaten lassen. Und sie sucht nach Wegen, um auch diese Menschen zu erreichen. Sie ist Kirche im Milieu, in den Milieus und nicht nur Milieukirche in den bürgerlichen Submilieus A12, A23, B2.
- (5) Missionarische Kirche ist liebende, die Menschen liebende Kirche. Sie ist es nicht nur in diakonischer Hinsicht. Sie ist es, weil sie an dem Weg Gottes teilnimmt und weil sie sich von ihm und seiner Bewegung zu den Menschen über Grenzen und Gräben hinweg anstecken läßt. Liebe ist nicht ihr theologisch-theoretisches ethisches Programm. Liebe ist ihr Motor und Motiv. Sie hat diese Liebe da und dort, wo sie sich in die Liebesbewegung Gottes zum Menschen hineinnehmen und durch die Anschauung dieses Gottes immer wieder entzünden, durch seine Liebe immer neu infizieren läßt.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Das ist eigentlich der Punkt, an dem man ein solches Referat - auf seinem rhetorischen und theologischen Höhepunkt - prima beenden könnte. Ich habe gelernt, hier nicht auf zu hören. Ich möchte Ihnen ein paar weitergehende Überlegungen zumuten, weil wir jetzt nicht aufhören dürfen; weil wir uns nun der Frage zuwenden müssen, auf welche Barrieren denn ein solches Programm stößt und in welche Fallen man - bei allem guten Willen und bei bester Motivationslage - tappen kann.

Darum jetzt

III Barrieren

Ich nenne jeweils in aller Kürze fünf Barrieren:

a) Die Milieubarriere

Wir sahen schon: die Milieus und Submilieus haben für die Menschen in unserer Gesellschaft eine ganz große Bedeutung. In ihnen ist man zu Hause. Hier trifft man auf Gruppen gleich Gesinnter. Hier denkt man so, wie ich denke. Hier spricht man so, wie ich spreche. Hier handelt man so, wie ich handele. Hier muß ich mich für Wortschatz, Kleidung, Verhalten nicht rechtfertigen. Ein wichtiges Ergebnis der kirchensoziologischen Studien besagt, daß auch die normale Kirchengemeinde ein solches Milieu oder besser Submilieu darstellt. Wenn sich in einem normalen Sonntagmorgengottesdienst 70% bürgerlich-kleinbürgerlich geprägte ältere Frauen über 60 Jahre versammeln, dann ist das ziemlich genau das Milieu A2, das sich hier einfindet. Jugend und Männer in der Mitte des Lebens sucht man vergebens. Auch ein christliches, ich bin versucht zu sagen: gerade ein christlich-kirchliches Milieu hat ein starkes Identitätsbedürfnis und einen sehr starken Beharrungswillen. An den Auseinandersetzungen um Liturgie, Inhalte und Gestalt von Gottesdiensten zeigt es sich, wie sehr Menschen an dem hängen, was für sie Heimat bedeutet und wo sie sich wohl fühlen, ja, was zu einem Teil ihrer Identität geworden ist.

Die Frage hinter dieser Frage lautet: **Wollen** wir wirklich eine **andere** Kirche?

b) Die Selbstrekrutierungsbarriere

Auch hier geht es wieder um einen sozialwissenschaftlich beschreibbaren Sachverhalt. Die Menschen, die in einem Submilieu zusammenhocken und sich dort gerne einfinden, weil sie so vieles gemeinsam haben, weil sie sich kennen und auskennen, genau die signalisieren jedem, der „von außen“ dazu kommt, sofort: Du gehörst nicht dazu! Wenn Du dazu gehören willst, mußt Du Dich anpassen. Wenn ich irgendwo dazu stoße, etwa weil ich von einem missionarisch gesinnten Menschen eingeladen worden bin und mich nur fremd fühle: weil ich nicht ganz passend gekleidet bin; weil ich die Sprache nicht verstehe (wieso bin ich auf einmal „Bruder“ X oder liebe Mitchristin?), weil ich nicht mitkomme bei dem vielen Aufstehen und Hinsetzen, von meinen rudimentären Kenntnissen des Glaubensbekenntnisses ganz zu schweigen, dann merke ich v.a. eines: Ich gehöre nicht dazu. Das muß mir gar nicht gesagt werden; das spüre ich von alleine.

Auf diese Weise gelingt es Subkulturen erfolgreich, über Jahrzehnte ihre Prägung zu behalten, unter sich zu bleiben, nur die zu integrieren, die dazu passen. Die anderen gehen von alleine. Das gilt übrigens für Kirchengemeinden wie Jugendgemeinden gleichermaßen!

c) Die Bildungsbarriere

Die Milieubarriere hat in der evangelischen Kirche vielfach die Gestalt einer Kultur- oder noch präziser: einer Bildungsbarriere. Daß sich bei uns relativ wenig Menschen einfinden, die zu einem sozial schwachen Milieu gehören, hängt eben auch damit zusammen, daß Kirche sich v.a. aus Mittelschicht rekrutiert, jedenfalls, was die Menschen betrifft, die in ihr mittun und die sie nach außen repräsentieren. Einigermaßen ordentliche Kleidung, immer noch einigermaßen gepflegte Umgangsformen, Werte wie Verbindlichkeit, Pünktlichkeit bestimmen das Miteinander. Und dann v.a. die Wort- und Bildungslastigkeit kirchlicher Veranstaltungen, angefangen von unserer wunderschönen Oberdeutschen Form des Gottesdienstes mit der Predigt als Mittelpunkt, bis hin zu missionarischen Bibelgesprächskreisen. Das ist natürlich schon eine tolle Erfahrung für einen jungen Menschen, der sich dem christlichen Glauben nähern möchte, daß es dazu genau das braucht, was er eigentlich nicht so gut kann: Lesen, womöglich sogar vorlesen und das Verstehen von 2000 Jahre alten Texten. Wir merken gar nicht mehr, was wir hier tun und verlangen. Andere Milieus sind heute deshalb so erfolgreich, weil sie sich ganz anders auf ihre Klientel einstellen.

d) Die Erfolgsbarriere

Eine entscheidende Barriere für milieuüberschreitendes Handeln stellt der Erfolg kirchlicher Arbeit dar. Gerade dort, wo eine Kirchengemeinde 50 oder 100 Mitarbeiter hat, wo der Gottesdienst am Sonntag-Morgen gut besucht ist, wo regelmäßig Kinder- und Familiengottesdienste stattfinden und auch Angebote für die alten Menschen nicht fehlen,- gerade dort, wo man - menschlich gesprochen - erfolgreich zu sein scheint, gerade dort fehlt ja jeder Druck zur Veränderung. Erfolg kann eine starke Barriere gegen notwendige Veränderungen sein. Man übersieht dann über den 200 Gottesdienstbesuchern, daß man immer noch erst 10% der Kirchengemeinde erreicht, und gibt sich mit denen zufrieden. Man betreibt womöglich engagiert missionarischen Gemeindeaufbau und merkt nicht, daß man dabei die Mittelschicht nicht verläßt.

e) Die Kraftbarriere

Neben die eine Barriere „Wir sind doch so erfolgreich! Was willst Du denn - noch?“ tritt die andere: „Wir sind doch schon so überfordert und ausgepowert, am Rande unserer Kraft - was willst du denn - noch?“ Genau dieses Hindernis ist vielleicht am schwersten zu überwinden. Oder besser formuliert: Es darf gar nicht überwunden werden. Wir müssen nach Strategien suchen, mit ihm richtig umzugehen. Daß die Engagierten, sowohl die haupt- wie die ehrenamtlichen Mitarbeiter vielfach an der Leistungsgrenze oder darüber operieren, ist ja überhaupt nicht zu bestreiten. Und der Weg kann nicht sein, sie in den burn out, black out und fall out zu treiben.

Und dann bleiben wir eben bei dem, was wir sind oder schon haben: bei der Kirche als parochial verfasste Kirchengemeinde; bei der Kirche als Versorgungskirche für die, die sich eh treu zu ihr halten oder sich mindestens nicht aus ihr abmelden und die wir gerne - mindestens bei Gelegenheit der Kasualien - betreuen. Und dann zerstieben alle Träume einer anderen Kirche im Mahlwerk des Klein-Klein des aufreibenden Alltags und seiner schon vorhandenen Aufgaben.

Zu den Barrieren, die es zu überwinden oder mit denen es umzugehen gilt, kommen noch einige Fallen, in die man sehr leicht tappt, wenn man missionarisch Milieugrenzen überwinden will:

IV Fallen

Jetzt gehen wir einfach einmal davon aus:

- (1) Wir wollen eine andere Kirche.
- (2) Wir wollen Menschen erreichen, die anders sind.
- (3) Wir wollen die nötige Kraft mobilisieren zu Neuanfängen.

Und dann passiert womöglich trotzdem Folgendes. Wir tappen in die

a) Effizienzfalle: „Wir machen das schon!“

Aufgabe begriffen! Wir packen das jetzt an, entwickeln die richtige Konzeption, das angemessene Programm und führen das effektiv durch.

Die Erfahrung zeigt: So „funktioniert das nicht“. Es *funktioniert* überhaupt nicht. Es geht um einen Beziehungsprozeß, in dem wir es mit Menschen zu tun haben, und die funktionieren eben nicht, schon gar nicht so, wie wir das wollen; um einen Prozeß, der letztlich ein geistlicher Vorgang ist, und der Heilige Geist funktioniert schon gar nicht so, wie wir das manchmal gerne hätten. Jesus sagt warnend: Er ist wie der Wind, der bläst wie er will.

Darum Vorsicht: Milieuübergreifend zu arbeiten - wunderbar, wenn jemand das als Ziel für sich entdeckt. Wichtig ist aber die Einsicht, daß das nicht machbar ist; daß es sich um einen geistlichen Vorgang handelt, der letztlich nicht steuerbar ist, der einen langen Atem braucht und - der mit mir anfängt; der nicht nur gute Instrumente braucht, sondern zuerst mich und meine Veränderung.

☞ Wir müssen uns allererst einstellen auf eine geistliche Herausforderung, die etwas mit mir, mit uns ganz persönlich macht.

b) Die Gewinn-Verlust-Falle: Die einen - nicht - gewinnen und die anderen verlieren

Wir machen jetzt Gottesdienste, in denen sich nicht nur A12 und A23 wohl fühlen. Wir integrieren jetzt gezielt auch die anderen Milieus. Wir öffnen uns. Festgelegte Formen gibt es nicht mehr, genauso wenig wie Stammplätze. Jetzt wird alles anders.

Die Erfahrung zeigt: Wo eine Veranstaltung Profil verliert, weil man ihr angestammtes Profil verwässert, hat man noch lange nicht neue

Leute gewonnen, aber ganz schnell und mit Sicherheit die verloren, die früher kamen. Auch Christen sind Menschen, die nach psychologischen Gesetzmäßigkeiten ticken. Wenn das nicht mehr „ihre“ Veranstaltung, ihre Gemeinde ist, dann bleiben sie eben ganz schnell weg.

☞ Profilverlust des Gottesdienstes ist nicht die Lösung, wohl aber zusätzliche, alternative Angebote und Wege zu den Menschen.

In diesen Zusammenhang gehört übrigens auch die Wahrnehmung der eigenen Stärken. Kirche ist stark im Milieu, jedenfalls in bestimmten. Sie ist stark in der Fläche, als Parochie, als Kirchengemeinde mit einem flächendeckenden Service. Sie ist stark durch die Kultur, mit der sie sehr viele Menschen anspricht. Das alles ist Grund zu großer Dankbarkeit. Das alles darf sie nicht verlieren. Im Gegenteil: Ihre Stärken muß Kirche noch stärken.

c) Die Allmachtsfalle: „Wir machen jetzt Hartz IV!“

Wir haben begriffen: wir sollen, müssen, dürfen auch die bisher Unerreichten mit dem Evangelium erreichen. Und dann marschieren wir los, gehen zu den Menschen, die sozial schwach sind; machen Angebote für die modernen und postmodernen Performer. Und kommen nicht an. Merken, wir sprechen die Sprache nicht. Wirken komisch, seltsam. Sind gar nicht willkommen, haben keinen Zugang, obwohl wir uns soviel Mühe gegeben haben; es so gut gemeint haben.

Die Erfahrung zeigt: Viele gut gemeinte Vorstöße scheitern. Und die Moral von der Geschicht': Missionarischer Vorstoß lohnt sich nicht. Diese Enttäuschung ist eine weitere Falle, in die wir laufen können. Wenn milieuübergreifendes Handeln ein geistlicher Vorgang ist (s. (a)), dann bedeutet das, daß wir zunächst einmal einsehen müssen:

Wir können nicht alles machen, und wir *können* ja auch nicht alles! Eine Kirchengemeinde, eine Gemeinde, eine Gruppe von Christen und einzelne Christen haben ganz unterschiedliche Begabungen und Möglichkeiten und Kompetenzen. Das Umfeld, in dem sie sich bewegen, stellt vor sehr unterschiedliche Herausforderungen. Beides muß zusammenkommen und vermittelt werden. Wir müssen erst einmal wahrnehmen, was unser Auftrag ist, wir müssen dazu

sensibel uns und unsere sozialen Kontexte mit ihren speziellen Herausforderungen auf uns wirken lassen.

☞ Wir dürfen geistlich hören lernen, um *unseren* Auftrag wahrnehmen.

d) Die Bekehrungsfalle: „Kommt zu Christus und werdet wie wir!“

Wir sehen ein: wir müssen Menschen aus anderen Milieus und mit anderen Mentalitäten erreichen. Machen wir doch eine Evangelisation für postmodern denkende Menschen und laden dazu gute Referenten ein, die Vorträge halten. Machen wir doch eine Veranstaltungsreihe für junge Menschen aus der Unterschicht, die wir in unser Gemeindehaus einladen und denen wir es dort ganz gemütlich machen, mit Tee und Salzstangen. Aber natürlich kein Alkohol, das versteht sich für uns und bei uns von selbst.

Die Erfahrung zeigt: Wir erwarten von den Menschen vielfach eine doppelte Bekehrung. Eine zu Christus,- das geht in Ordnung! Und eine in unser Milieu, zu unserer Lebensweise, zu unserer Denkweise, zu unseren Verhaltensweisen.

Im Klartext: Ihr Neubekehrten seid willkommen, aber bekehrt euch doch bitte noch einmal: zu unseren bürgerlichen, meist traditionsorientierten, oft prämodernen Lebensformen. Wir freuen uns, daß ihr euren Sinn geändert habt, aber ihr müßt ihn noch einmal, ein zweites Mal ändern, wenn ihr bei Christus bleiben wollt. Ihr müßt euch nicht nur zu Christus bekehren; wenn ihr Christen bleiben wollt, dann müßt ihr euch auch zur bürgerlichen, traditionsorientierten Lebensart bekehren. Für manche Kirchengemeinden, die sich ein protestantisches Profil geben wollen, gilt der Satz in modifizierter Weise: Wir freuen uns, wenn ihr eure Beziehung zur Kirche und zu Christus intensivieren wollt. Ihr seid willkommen, aber nur, wenn ihr aus eurem prämodernen oder postmodernen Milieu auszieht und eine moderne Lebensform, eine moderne Lebensweise, einen modernen Lebensstil annehmt. Wenn wir uns so verhalten, verstellen wir Menschen das Evangelium. Die *beati possidentes*, die glücklichen Besitzenden bauen Mauern um das Evangelium. Durch ihre kulturelle Unbeweglichkeit hindern sie die anderen, dazu zu kommen. Sie bestreiten durch ihre Verhaltensweise die evangelische, die biblische Kernüberzeugung von der bedingungslosen Rechtfertigung dessen, der nur eins will: irgendwie bei Christus sein. Christ werden geht vielleicht noch so, aber wehe denen, die dann mit seinem Bodenpersonal zu tun haben. Wenn du zu uns gehören willst, müßt

du so denken wie wir, mußt du so ticken wie wir, mußt du dich so kleiden wie wir, mußt du so reden wie wir. Sondern wirst du sehr schnell spüren, daß du nicht dazu gehörst.

☞ Wir wollen Menschen zu Christus helfen und nicht in unser Milieu bekehren.

e) *Die Angebotsfalle: „Wir müssen die Palette unserer Angebote vergrößern“*

Wir verstehen: Wir erreichen mit den herkömmlichen Angeboten nur ein bestimmtes Klientel. Wir müssen noch andere Zielgruppen für unsere Kirchengemeinde gewinnen. Wir müssen noch ganz andere Angebote machen, damit noch ganz andere Personengruppen zu uns kommen.

Die Erfahrung zeigt: Das gelingt - aber eben nur teilweise. Wenn ich wieder nur auf die Komm-Struktur abhebe; wenn ich erreichen will, daß Menschen zu uns kommen, in die Kirche, das Gemeindehaus, den Jugendkreis, den Hauskreis, dann werde ich von vornherein wieder nur Menschen erreichen, „die kommen“, für die das zu ihrer Kultur gehört; zu deren kulturellen Setting das gehört. Das sind nicht wenige, aber eben nicht alle und v.a. nicht solche, die zu den kirchenfernen Milieus gehören.

Sie erreichen wir nur, wenn wir selber hingehen und der Missionsbewegung des lebendigen, flexiblen, aufsuchenden, interessierten, liebenden Gottes folgen. Das kann dann bedeuten, daß wir Christen, ja Kirche im Milieu sind und die begleiten, die aus diesen Milieus kommen und bereit sind, auch als Christen in ihnen weiter zu leben.

☞ Notwendig ist der Wechsel von der Komm-Struktur, der Komm-zu-uns-her-Perspektive zur Geh-Struktur, zur Wir-Gehen-Hin-Perspektive.

f) *Die Einheitsfalle: „Ja, wo bleibt denn die Einheit des Leibes Christi?“*

Der Einwand liegt nahe: Ja, wenn wir solche Kirchen im Milieu bauen; wenn wir für die Menschen in ihren Lebenswelten da sind, bei ihnen und mit ihnen leben, vollziehen wir dann die Fragmentierung und Segmentierung unserer Gesellschaft nicht nach? Was wird denn dann aus der Kirche? Wo bleibt dann ihre Einheit?

Zunächst muß man feststellen: Diese Frage ist natürlich ziemlich naiv. Niemand hat sie gestellt, als die Christen in ihrem bürgerlichen Submilieu unter sich waren. Laut wird sie erst, als der Blick auf die Unerreichten fällt.

Die erste Antwort muß darum lauten: Die Einheit der Kirche gab's auch vorher nicht. Der normale Sonntagsmorgengottesdienst einer durchschnittlichen Kirchengemeinde bildet eben genau diese Einheit auch nicht ab.

Darüber hinaus weist diese Frage natürlich auf eine wirkliche Herausforderung: Wenn wir denn Christen in verschiedenen Milieus und Submilieus, mit sehr unterschiedlichen Mentalitäten, Lebensweisen, Einstellungen in sehr unterschiedlichen Lebenswelten sind, wenn wir denn wirklich Milieu-Kirchen bauen wollen, um von der Komm- zur Geh-Struktur zu wechseln, wie können wir dann darstellen, abbilden, daß wir eins in Christus sind? Ich frage zurück: Wer, wenn nicht die christliche Gemeinde soll das schaffen? Wenn wir es nicht schaffen, wer dann? Ist nicht Kirche von ihren ersten Anfängen an Kirche aus Beschnittenen und Unbeschnittenen, Juden und Heiden, Hellenisten und Hebräern (Apg.6), Freien und Sklaven, Barbaren und Skythen? Und sind das nicht samt und sonders immense Milieuüberschreitungen? Grenzüberschreitungen? Kulturüberschreitungen?

Und hat Kirche nicht dort immer wieder zu einer sichtbaren Abbildung der in Christus gegebenen Einheit gefunden, wo Christen genau diesen Herrn der Kirche gemeinsam und zugleich auf sehr unterschiedliche Weise angebetet haben? Wo nicht Kultur und Sprache, Ethos und Moral, Philosophie und Weisheit der sie verbindende gemeinsame Nenner war sondern - Christus? Und wären nicht Wege zu finden, in denen wir auch heute Christus gemeinsam loben - aus verschiedenen Perspektiven und Mentalitäten, Milieus und Submilieus heraus?

☞ Wege dazu sind das Lernen von Milieutoleranz, die Spreizung der eigenen Milieus und die Liebe zu denen, die anders sind als wir.

*g) Die Pflicht-Falle: „Auch wenn wir - eigentlich - **nicht mehr** können, wir müssen doch!“*

In dieser Falle steckt die wichtigste und größte Herausforderung. Gibt es nicht einen Mission**befehl**? Müssen wir nicht als

missionarische Volkskirche auch hinein in die anderen Milieus? Ist das nicht unsere Aufgabe? Gehört das nicht auch zum Programm? Wer so fragt, wer aus dieser Pflichtperspektive heraus handelt, dem wird es nicht gelingen.

Milieuübergreifendes kirchliches Handeln ist kein - mehr oder minder neuer - Programmpunkt in Modellen missionarischen Gemeindeaufbaus oder kulturell offener Gemeindeentwicklung. Milieuübergreifendes missionarisches Handeln gelingt nur da, wo wir uns in die Liebesbewegung Gottes zu dieser Welt hinein nehmen lassen. Was aber, wenn wir genau diese Liebe nicht haben; wenn uns diese Aufgabe äußerlich bleibt, wenn sie nur ein weiterer wichtiger Pflichtpunkt ist?

Dann sind wir bei der eigentlichen Herausforderung angelangt. Wir können nicht weitergeben, was wir selbst nicht haben. Wir können nicht anderen von einer Liebe und Zuwendung Gottes erzählen, die wir selber nicht erfahren. Wir können kaum glaubwürdig und überzeugend ein Evangelium kommunizieren, das für unser Leben nur in der Theorie, nicht aber im Vollzug gute Nachricht, Befreiung, Horizonteröffnung, Ermutigung ist.

Die Aufgabe milieuübergreifenden Handelns beginnt bei uns. Das macht sie so herausforderungs- und anspruchsvoll. Das Evangelium soll andere Menschen packen. Bin ich selber gepackt? Das Evangelium soll andere Menschen anstecken. Bin ich selber infiziert? Der Jesus-Virus soll überspringen. Sorgt er schon in meinem Leben für Hitze?

Machen kann ich das alles nicht. Ich kann es mir nur schenken lassen. Und mich dafür öffnen.

☞ So beginnt die Wendung nach außen mit der Wendung nach Innen, der Brückenschlag zu den ganz anderen mit der Vergewisserung der Wirklichkeit Gottes im eigenen Leben.

V Zusammenfassende Perspektiven

Ich fasse die entscheidenden Stichworte noch einmal zusammen:

(1) Wir dürfen wahrnehmen: wir sind als Kirche in vielen Bereichen gut. Aber sehr viele Menschen erreichen wir kaum oder gar nicht.

- (1) Die Unterscheidung verschiedener Milieus und Mentalitäten, Lebensstile und Lebenswelten kann eine Sehhilfe für die missionarische Aufgabe sein.
- (2) Die Menschen in einer segmentierten und fragmentierten Gesellschaft erreichen wir nur, wenn wir selber bereit sind, uns als Salz der Erde aufzulösen, traditionelle Strukturen wie traditionale Denkweisen preiszugeben, die herkömmliche Komm-Struktur durch eine nachmoderne Geh-Struktur zu ergänzen.
- (3) Hilfreiche Schritte sind die Ergänzungen der parochialen Struktur durch christliche Gruppen in Milieus (Milieukirchen), die Ergänzung traditioneller Gottesdienstformen durch alternative Angebote, die nahe bei den Menschen sind und eine Milieupreizung, die nicht zum Profilverlust von Kirche führt.
- (4) Stoßkraft wird unser milieuübergreifendes missionarisches Handeln nur haben, wenn es nicht nur von der Liebe Gottes redet, sondern selber an dieser teilhat, von ihr profitiert, aus der Zuwendung dieser Liebe lebt.